Der Kindertod in Europa.

In dem ruhelosen Jagen nach der für das bare Weiterleben notwendigen Mindestzahl von Kalorien, welches das Dasein des größten Teils der europäischen Menschheit heute ausfüllt ist das Kind am übelsten daran. Denn das Kind und der nicht voll erwachsene Mensch müssen ihrem Körper nicht bloß die Stoffe täglich zuführen, die er zur Behauptung seines Daseins gerade braucht, sondern müssen ihn auch noch ausbauen und länger machen — eine für unzählige unerfüllbare Zumutung, der sie sich massenweise durch Einverleibung von Tuberkelbazillen und hierauf folgendes Sterben entziehen. Das Kinderproblem wird nun von denen, die sich hingebungsvoll der Linderung der Kinderleiden widmen, in einer ganz natürlichen und edelmütigen Einseitigkeit oft als eine Sache für sich, als ein außerhalb der allgemeinen Misère stehender Komplex von Erscheinungen betrachtet. In Wirklichkeit ist es ja nichts als eine besonders sichtbare Spitze in dem Gebirge des Elends, das der Krieg über die Welt gebracht hat. Und dieses Problem ist heute, wo Millionen Kinder in Europa sterben, vielleicht noch nicht so schlimm, wie es in zehn oder zwanzig Jahren geworden sein wird. Dann kann es nämlich in großen Kulturländern eine früher unbekannte Rasse von Schwächlingen und Minderwertigen geben, die das soziale Leben wesentlich mitbestimmen wird. Es klingt entsetzlich, aber der Gedanke wird von ernsthaften Menschenfreunden gelegentlich doch erwogen, ob es, alles genommen, anstatt einen ungeheuren Teil der vorhandenen durchaus unzureichenden Mittel zur Weiterfristung unheilbar verkümmerter Existenzen zu verwenden, nicht besser wäre, hingehen zu lassen, was schon lebensschwach ist, und alle Kraft an die Rettung der wirklich lebensfähigen zu setzen, damit wenigstens nicht künftige Geschlechter als Krüppel und Kretins zur Welt kommen. Eine solche Idee könnte aber, selbst wenn sie die Gestalt eines Planes annähme, gar nicht ausgeführt werden, weil die Mütter der zum Untergehen durch Nichtunterstützung bestimmten Kinder verzweifelt um das Leben ihrer Nachkommenschaft kämpfen würden, und das Mitleid derer, die etwas zu geben haben, gerade durch den Anblick der hinsterbenden jungen Menschheit aufs mächtigste wachgerufen wird. Das verhungernde Kind scheucht die Satten aus ihrer Ruhe auf. Es ist der größte Agitator für den gemeinsamen Wiederaufbau Europas und einen wirklichen Frieden.

Um in die vielfachen und schon sehr umfangreichen Kinderhilfswerke eine gewisse Uebereinstimmung zu bringen, ist in Genf, der alten Hauptstadt philanthropischer Bestrebungen, im Januar 1920 unter dem Patronat des „Internationalen Komitees des Roten Kreuzes" ein Zentralverband für Kinderhilfe gegründet worden. Der Gedanke dazu entstand gleichzeitig bei dem Berner Komitee für Kinderhilfe und beim Save the Children Fond in London; an der Organisation der Gesellschaft nahm Miß Eglantine Jebb, eine Schwester der durch ihr wohltätiges Wirken so bekannten Frau C. R. Buxton, hervorragenden Anteil. Auf die letzten Februartage hatte die neue „Union Internationale de Secours aux Enfants" eine Konferenz nach Genf einberufen, um die Erfahrungen zu vergleichen und zu einem gemeinsamen Programm zu gelangen. Außer den schweizerischen Vertretern des Kinderhilfswerkes kamen Freunde in stattlicher Zahl. Frankreich, Italien, Holland, Skandinavien und die anderen europäischen Länder waren vertreten, aber der Charakter der Tagung wurde durch die große Anzahl englischer und amerikanischer Delegierter bestimmt. Viele Besucher waren Geistliche. Die Gaben für die notleidenden Gebiete werden zum großen Teil von den religiösen Gruppen gesammelt und die Verteilung liegt vielfach in der Hand der von ihnen entsandten Missionen, weswegen die Vertreter der Kirchen bei der allgemeinen Organisation der Kinderhilfe mit in erster Reihe zu befragen sind. Den Papst vertrat der apostolische Delegierte in Bern, Monsignor Maglione. Die englischen und amerikanischen Kirchen entsandten hervorragende Mitglieder; so kamen zwei Bischöfe der anglikanischen Kirche, darunter Lord William Cecil, Bischof von Exeter, der einen Brief seines Bruders, des bekannten Politikers Lord Robert Cecil an den Kongreß überbrachte. Unter den Deutschen war Prälat Dr. Werthmann aus Freiburg, der Vorsitzende des katholischen Caritas-Verbandes, Frau Adele Schreiber und andere in der humanitären Bewegung bekannte Männer und Frauen. Die notleidenden Länder legten Berichte über das Kinderelend bei ihnen vor. Wenn die Rettung der Kinder als Weltangelegenheit nach umfassendem Plane in die Hand genommen werden soll, so sind vergleichende Prüfungen notwendig, um die Mittel in der richtigsten Weise zu verwenden. Man gründet jetzt in Genf ein Office Central d'Information, das mit in den einzelnen Ländern zu errichtenden zentralen Auskunftsstellen zusammenarbeiten soll. Uebrigens ist alles, was auf diese Weise erreicht werden kann, ein Tropfen in einem Meere, wie auf der Konferenz auch wiederholt gesagt wurde. Heilbar ist das Weltübel, wenn überhaupt nur durch eine ernste Willensanstrengung der alliierten Regierungen. In letzter Linie ist die Frage politisch.

In Deutschland haben wir heute zweieinhalb Millionen Kinder, die unmittelbar in ihrem Leben bedroht sind. In den Großstädten allein ist die Zahl nach der übereinstimmenden Schätzung der fachmännischen Untersuchungen etwas über eine Million, alle unterernährt; in mehr oder weniger schwerer Gefahr sind in ganz Deutschland nach der Angabe von Frau Schreiber sechs Millionen Kinder. Es gibt heute in Berlin allein 30,000 tuberkulöse Kinder. Die Statistiken über das Zuwenig an Gewicht und Körpergröße bei den verschiedenen Altersstufen sind leicht zugänglich; sie reden eine schauerliche Sprache. Bisher wies Wien unter allen großen Städten des deutschen Sprachgebiets das meiste Elend auf. Die Verhältnisse sind jetzt dort, dank der ausländischen Hilfe, unter der die amerikanische die größten Zahlen erfaßt, etwas besser geworden, während sich die reichsdeutschen Städte den Wiener Zuständen zusehends nähern. Leipzig, wo die ruhmvoll bekannte englische Philanthropin Emily Hobhouse die Kinderfrage eingehend geprüft hat, macht auf die ausländischen Besucher einen furchtbaren Eindruck. „ . . . Der fette Biertrinker ist nicht mehr zu erblicken. In Leipzig sehen die Pferde schlechter aus als in Wien, manche gehen wie Skelette . . . Nirgends sah ich eine so zufriedene Kindergruppe wie die aus den amerikanischen Küchen in Wien kommenden. In den Armenquartieren sieht man dieselben mitleiderregenden Bilder wie in Wien. Die Leipziger Kinder scheinen jetzt auf ihrer niedrigsten Stufe zu sein, die Wiener sind vielleicht ein wenig besser daran als vor sechs Monaten, vor der amerikanischen Hilfe . . . Die Wiener Hospitäler erhielten größtenteils Sendungen aus verschiedenen Ländern. Besonders hat Amerika edelmütige Hilfe gesandt und mancher Zug schweizerischer Liebesgaben kam. Diese Linderungen mangeln in Leipzig fast ganz. Das Leinen ist in den deutschen Krankenhäusern so schlecht und dürftig wie in Wien. In dieser Klasse war ein Knabe von sieben Jahren, der 123 Zentimeter maß (das Normale ist 110). Er ragte über die anderen wie ein Turm hinaus. Hier wurde erzählt, er habe mit seiner Mutter, einer Engländerin, in London gelebt und erst vor einem Jahre sei er nach Leipzig gekommen. Sein Vater, ein deutscher Kellner, war in Knockaloe interniert gewesen. Der Knabe war gewiß nicht in Fülle aufgewachsen; dennoch war er ein Gigant unter seinen Kameraden . . ." Nach Miß Hobhouse standen in einem Leipziger Krankenhause für 95 Kinder ein und einviertel Liter Milch zur Verfügung. Da man die Verhältnisse in Wien mit denen in deutschen Städten vergleicht, so muß erwähnt werden, daß auf der Konferenz eine ungünstige Wirkung der von Deutschland an Oesterreich gewährten Hilfe zur Sprache kam. Bei den ausländischen Gebern sagt man sich, daß, wenn die Deutschen noch anderen spenden können, ihre Not nicht so groß sein könne. Ein Vertreter des Schweizer Hilfswerkes konstatierte in der Kommission für die deutschen Verhältnisse, daß nach Bekanntwerden der Absendung deutscher Hilfszüge nach Wien sofort ein Nachlassen der Gebeluft für deutsche Kinder zu bemerken gewesen sei . . . Es ist hart, seine edelsten Instinkte durch Erwägungen des Eigennutzes hemmen zu müssen. Da aber Deutschland dahin gelangt ist, bei Fremden zu betteln, so müssen wir wie andere Bettler die Psychologie der Mildtätigkeit in Betracht ziehen. In Amerika und England, die allein unter den großen Völkern etwas zu geben haben, ist es viel leichter für „Austria" zu sammeln als mit dem Namen „Germany". Wien ist in England jetzt schon fast populär. Die britische Regierung gibt für jedes von Privaten für Oesterreich gespendete Pfund ebensoviel aus Staatsmitteln. Eine im Anschluß an die Londoner Hungersnotkonferenz im November 1919 eingeleitete Sammlung für Wien ergab etwa 120,000 Pfund, und da der englische Staat das gleiche beisteuert, so ist dadurch ungefähr eine Viertelmillion Pfund verfügbar. In den Vereinigten Staaten ist, wie ein Bischof der mit großer Energie in Europa helfenden amerikanischen Methodistenkirche mitteilte, für die einzelnen Länder schwer etwas zu erhalten. Der Amerikaner spendet dagegen gern für „Europe" als ganzes. Schon diese Denkweise des größten Gebers legt es nahe, das Hilfswerk als Weltangelegenheit zu organisieren.

Wenn das Kinderelend in Deutschland zum Himmel schreit, wenn in vielen ärmeren Landbezirken die Zustände denen der Großstadt gleichen — in erzgebirgischen Dörfern sind Kinder von zwei Jahren wie Neugeborene, erwachsene Frauen wiegen vierzig Kilo —, wenn im Mittelstand die Verhältnisse eher noch schlimmer sind als bei den Arbeitern — eingehende Untersuchungen der letzten Zeit in Königsberg haben in Lehrer-, Professoren-, Pfarrerkreisen erschreckende Bilder enthüllt —, so dürfen wir doch keineswegs verkennen, daß es in den meisten Gebieten östlich Deutschlands noch schlechter bestellt ist. Es ist peinvoll, Zeuge zu sein, wie die Delegierten mehrerer Hilfe brauchender Länder vor den westlichen Gebern ihre eigene Not als die größte schildern, wie in der Elendskonkurrenz das über all dem Schauderhaften allmählich stumpf werdende Interesse durch besonders ergreifende Tatsachen geschärft werden muß, so wie die Krüppel an den Türen der Kirchen Roms ihre Gebrechen wirkungsvoll zu entfalten gelernt haben.

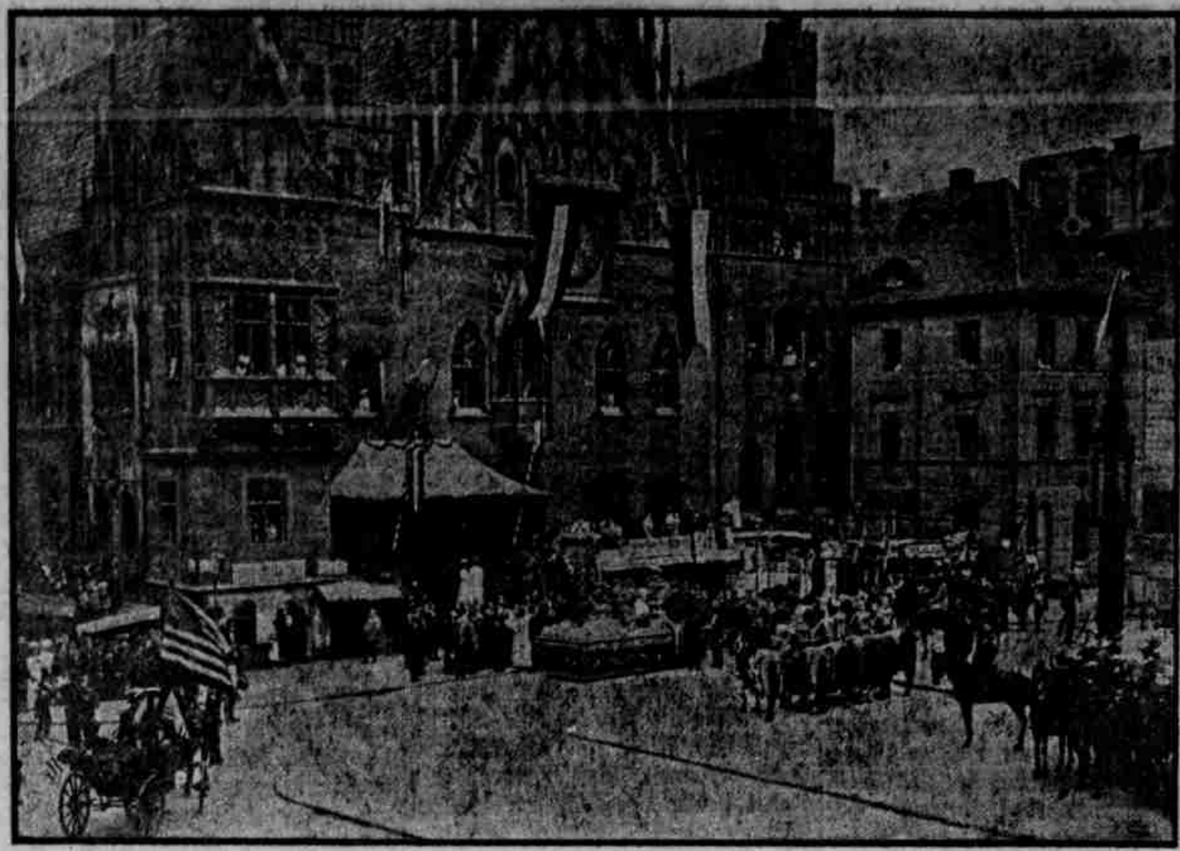
Wir können nicht entscheiden, wo es am schlimmsten hergeht; aber nach den Eindrücken der Berichte muß die Ukraine jetzt das im tiefsten Elend stehende Land sein. Ein amerikanischer Offizier, der in die Stadt Schmerinka kam, brach in Tränen aus, nicht aus Rührung, sondern in dem Gefühl der Verzweiflung und Ohnmacht gegenüber dieser hoffnungslosen Misère. In den meisten anderen Ländern ist der Krieg zu Ende, in der Ukraine geht er immer weiter, und zwar ist es der Bürgerkrieg der scheußlichsten Form. Ein Delegierter des Genfer Komitees des Roten Kreuzes, Major Löderrey, hat zu Ende des vorigen Jahres einen Sanitätszug unter großen Schwierigkeiten dorthin geführt und einen erschütternden Bericht erstattet. Eine Regierung gibt es in diesem Lande nur dem Namen nach; die vorhandene hat keine Autorität. Die Bauern kümmern sich nicht um sie. Da sie vor den Requisitionen Angst haben, so bestellen sie bloß so viel Land, als für sie selber nötig ist. „Der obere Bürgerstand existiert nicht, Kapitalisten oder hohe Beamte sind in der Ukraine nicht vorhanden. Der Mittelstand, der fast nur Handel treibt, besteht aus Juden. Ebenso ist das Proletariat in der großen Mehrheit jüdisch. In Proskurow wird die eine Hälfte der jüdischen Bevölkerung von der anderen erhalten. Während sich Typhus und sonstige Epidemien in bisher unbekannten Maßen entwickeln, verminderten sich die Mittel zur Bekämpfung. Voriges Jahr gab es noch einige Medikamente, jetzt sozusagen keine mehr. Zwanzig Prozent des Sanitätspersonals sind wehrlos vom Typhus hingerafft worden, der Rest wurde nach und nach mobilisiert, so daß die Zivilbevölkerung, die schon keine Hospitäler mehr hat, ohne Hilfe ist. Eines Tages kam zu mir ein Arzt und erzählte verzweifelt, es sei ein Zug mit 250 Typhuskranken von der Front angelangt, mit dem Befehl, sie in Mohilen ins Hospital zu nehmen. „Was machen?" fragte er angstvoll. „Es ist nicht ein Platz frei und ich muß so schnell als möglich den leeren Zug zurückschicken." Ich ging zum Bahnhof und sah die unglücklichen Menschen, darunter einen von dreizehn Jahren, ohne Pflege und hinreichende Nahrung in ungeheizten Waggons oder auf dünnen Strohschichten verkommen. Sie blieben, da das Sanitätspersonal sich nicht zu zeigen wagte, mehrere Tage da und starben überall herum." Die Ukraine ist ein Land, in dem das Kind ausstirbt. Major Löderrey berichtet: „Während des ganzen in der Ukraine zugebrachten Monats sah ich kein einziges kleines Kind. Das jüngste Kind, dessen ich mich erinnere, war sieben Jahre alt."

Für die große Mehrzahl der Menschen ist es wichtiger, sich solche Schilderungen einzuprägen als über die Technik der Wohltätigkeit mitzureden, etwa ob es sich mehr empfiehlt, kranke Kinder ins Ausland zu senden, oder in der Heimat unter günstigen Bedingungen zu heilen. Fragen dieser Art beschäftigen die in Genf versammelten Fachleute vielfach, aber wir tun besser, uns mit dem Gefühl der ganzen Unermeßlichkeit des europäischen Unglücks zu erfüllen und die nationalen Zänkereien oder den Parteihader darüber in den Hintergrund treten zu lassen. Mit seinem gemeinschaftlichen Bankerott und gemeinsamen Massensterben ist Europa noch immer so organisiert, daß der eine Staat die für den anderen bestimmte Hilfe wegnimmt. Die Rumänen beschlagnahmen die Sanitätszüge für die Ukraine, die Polen die für ihre Nachbaren, die Sowjets die für Denikin. Aber der Typhus und die anderen Seuchen werden sich nicht an den Grenzen von den Paßbehörden zurückhalten lassen, sondern nach Westen vorbrechen, falls nicht alle Kraft der Zivilisation zur Rettung des Erdteils eingesetzt wird. Mit dem Untergange vor Augen, prügeln sich ruinierte Völker um Dörfer, und der Oberste Rat der Alliierten verwendet viele Monate und den Rest seiner Energie auf die Zugehörigkeit von Fiume und die weitere des dortigen Vorortes Suschak. —

Gegenwart und Zukunft von Breslau.

Breslau, im März.

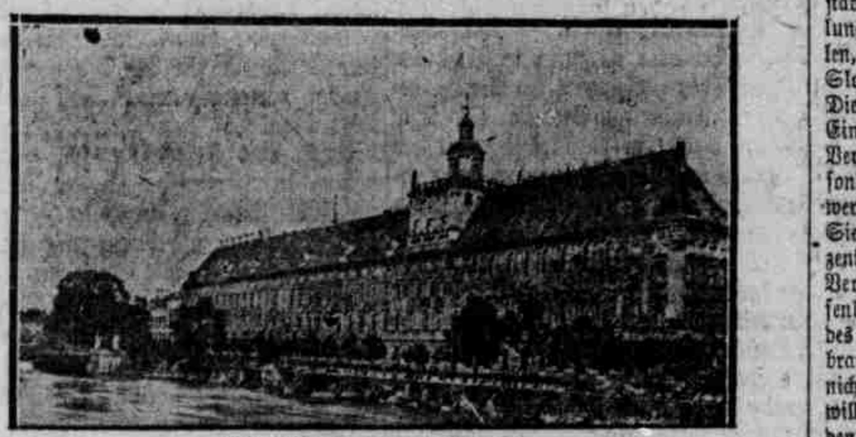
Es geht ein altes humoristisches Wort, das da lautet: Wer ein richtiger Berliner sei, der stammt aus Breslau. Und es hat seine gewisse Richtigkeit mit diesem Volkswitz. Besitzt doch die Reichshauptstadt eine große Anzahl Bürger, deren Wiege in der Oderstadt oder deren schlesischem Hinterland stand. Schon immer sind die Beziehungen zwischen diesen beiden größten Städten Preußens die denkbar freundlichsten gewesen, und der Austausch zwischen Personen und geistigen Werten hat seit langem ohne Unterbrechung gedauert. Durch die Verstümmelung Deutschlands aber beginnt Breslau immer mehr aus einem Vorort Berlins zu einem Vorort des Reiches gen Osten zu werden. Als einziger großer Verkehrsmittelpunkt und Handelsplatz, der Deutschland auf seiner Front gegen die slawische Welt übrig blieb, hat es in jeder Hinsicht eine überragende Bedeutung gewonnen.



Das Rathaus in Breslau.

Es ist ein Glück zu nennen, daß dieser Vorwachtposten einer Stadt zufällt, deren wichtigstes Merkmal das der Solidität ist. Breslau gehört zu jenen Orten, die trotz ihres raschen Wachstums und der fast explosiven Sprengung ihres alten Weichbildes und somit der Geschlossenheit ihrer architektonischen Form nicht das Gesicht verloren haben und parvenumäßigem Ungeschmack verfallen sind. Wer die schönen, hellen Straßen und Villenalleen Kleinburgs, des sogenannten Breslau WW, durchwandert, kann mit Genugtuung feststellen, daß hier die Peinlichkeit überladener Bauführung und dekorativen Protzentums vermieden worden sind. Und gar die Altstadt mit ihrer spukhaft verträumten Dominsel hat ganz ihr altes Gesicht gewahrt. Bewahrung, das ist es hauptsächlich, was die Odermetropole auszeichnet und was zugleich auch in manchen Fällen eine Erklärung für gewisse negative Vorzeichen ist. Der Breslauer, der sehr sachlich veranlagt ist, und in seinen führenden Kreisen alteingesessenes Junkertum und kaufmännische Regsamkeit vereinigt, hat der Revolution ziemlich „sine ira et studio" gegenüber gestanden. Bis auf zwei Fälle leichteren Krawalls haben hier die Straßen während der ganzen Sturmzeit ihr Aussehen wenig verändert. Die Mehrheitssozialisten, die etwa 50 Prozent der Stadtverordneten stellen (die Unabhängigen haben bis jetzt nur einen Vertreter und auch nicht allzuviel Aussichten auf mehr), übernahmen ziemlich geräuschlos die Verwaltung, und die bürgerlichen Parteien arbeiten verhältnismäßig reibungslos mit ihnen zusammen. Lediglich von deutsch-nationaler Seite, die hier zum ganz Extremen neigt, wird eine haßvolle Tonart in das Getriebe des Tages getragen. Die Arbeiterschaft ist fast durchweg gewerkschaftlich diszipliniert und hat das Vertrauen zu ihren Führern nicht verloren.

So kommt es, daß Breslau trotz der äußerst schwierigen finanziellen Lage und einer fast ins Groteske gesteigerten Wohnungsnot produktiv arbeitet. In allen Zweigen des Wirtschaftslebens werden ziemliche Höchstleistungen erzielt, und es ist nur zu begrüßen, daß die Messe, deren nächste Ende April stattfindet, die Stadt auch nach außen weit sichtbar in den Brennpunkt des wirtschaftlichen Interesses gerückt hat. Bei der mächtig anwachsenden Industrie der Umgegend und den engen Beziehungen zwischen Breslau und der eminenten Waren- und Rohstoffprovinz Oberschlesien ist die Messe schon in der Frist ihres kurzen Bestehens zum notwendigen Bestandteil des östlichen Wirtschaftslebens geworden.



Die Universität von Breslau.

Die Geselligkeit der Stadt zeigt einen intimeren Charakter als die anderer Städte. Die Pflege der Familie tritt stark hervor und das Restaurant- und Kaffeehausleben kommt für den Durchschnitt der Bürger nicht allzusehr in Betracht. Trotzdem steht dieses ebenso wie das der Singspielhallen, Variétés und Kinos in hoher Blüte, da der Fremdenzustrom in die Provinzhauptstadt ein ziemlich gewaltiger ist. Sämtliche Vergnügungsstätten sind in der Regel überfüllt. Das künstlerische Moment hat in den letzten Jahrzehnten an Intensität gewonnen. Es wird viel und gute Musik gemacht. Im Stadttheater hat die Gemeinde unter der Leitung Woldemar Runges eine allen modernen Erfordernissen entsprechende Oper und im Schauspielhaus pflegt Theodor Loewe, einer der populärsten und wissendsten Theaterdirektoren Deutschlands, mit frischem Schmiß die Operette. Auch die zahlreichen Konzerte finden, wie überall im Osten, ein verständiges und auch dem Neuen bereitwillig gegenüber stehendes Publikum. Was das Schauspiel und das rein literarische Leben anlangt, so kann von ihnen nicht gut gesprochen werden, da beides so gut wie nicht existiert. Auch die Universität weist in der Mehrzahl ihrer Professoren und in ihrer stark ausgesprochenen Neigung zur Reaktion, die hier die Brücke zu dem festen Zusammenhang zwischen Professoren und einem alttraditionellen Soldatentum bildet, nur wenige Namen von Weltruf auf. Lummer, Landsberg, Kühnemann, Leonhardt, Erich, Königswald, Pinder, Mann und Georg Obst seien genannt. Was die bildenden Künste betrifft, so ist durch die Besetzung des Direktorpostens im Museum mit dem Professor Braune ein frischer Wind in die staubigen Säle am Museumsplatz gekommen. Und daß jetzt an der Kunstakademie Männer wie Endell und Moll lehren, läßt eine Neublüte des berühmten Instituts erhoffen.

Wenn Breslau nun bisher zu den Städten gehört hat, deren eigentümliches Schicksal es war, daß ihnen die eigene Lebensform mit Unfehlbarkeit gerade die leistungsfähigsten seiner Kinder nahm, so dürfte das in Zukunft anders werden. Denn mehr als je werden jetzt hier Menschen von Leistungsfähigkeit und voll produktiver Ideen gebraucht werden. Steht doch der neuen Grenzstadt die ungeheure Aufgabe Vermittelungsstation zwischen Deutschland, Polen, den Donaustaaten und der Tschecho-Slowakei zu sein, unmittelbar bevor. Dies wird zugleich mit dem Zustrom an Einwohnern, die sich nicht bloß aus den Vertriebenen der besetzten Ostgebiete, sondern auch vom Reich her rekrutieren werden, eine bedeutende Erweiterung der Siedelung, eine Erhöhung der Verkehrszentralisation, verbunden damit eine Verbesserung des jetzt recht unebenen Eisenbahnverkehrs und eine Beschleunigung des Lebenstempos bedingen. Dazu aber braucht eine solche Kommune, wenn sie nicht finanzieller Schludrigkeit verfallen will, erhebliche Mittel, die sich kaum aus den Gemeinde-Einnahmen allein erschwingen lassen dürften. Aber das Florieren Breslaus ist heute ja kaum mehr Lokalinteresse, sondern aus den oben erwähnten Gründen fast Reichsinteresse.

Seine Wichtigkeit wird sich schon in der nächsten Zeit bei einem ganz aktuellen Anlaß zeigen. Nämlich bei seiner Stellung, die es als Umschlagsstation bei der kommenden großen Abstimmungskampagne in Oberschlesien einnehmen wird. Von hier aus wird die Leitung der Propaganda wie der Zuführung der Abstimmungsberechtigten, die die damit Beauftragten vor die schwierigsten Probleme stellt, zu erfolgen haben, denn Berlin liegt geographisch viel zu ungünstig. Dies und die vielen Interessen, die sich mit der Erhaltung der neuen Vormachtsstellung Breslaus im Osten verknüpfen, sichern ihm auf lange Zeit hinaus Aufstieg und Blüte. Und wenn das neue Breslau auch im rascheren Getümmel der Großstadt, wie es dies bisher getan hat, sein altes Gesicht bewahrt, dann kann das alte neue Breslau eine gar gefährliche Konkurrentin der alten Freundesstadt an der Spree werden.

Ein heller Fleck in Britannien

Von Reverend Richard Lee (Dundee).

Das folgende Schreiben aus der Feder des Rev. Richard Lee, eines bekannten Pazifisten und Leiters der Freien religiösen Bewegung in Dundee (Schottland), wurde dem amerikanischen Schriftsteller Herman George Scheffauer zur Veröffentlichung in Deutschland vom Verfasser zugesandt. Herr Scheffauer hat den Artikel dem „Berliner Tageblatt" zur Verfügung gestellt.

Es ist mir unbekannt, ob Deutsche in kommenden Tagen wieder England werden besuchen wollen, auch weiß ich nicht, ob es ihnen erlaubt sein wird. Aber sollte das der Fall sein, so gibt es einen Fleck, den sie unbedingt aufsuchen sollten — und wo sie immer sicher sein dürfen, ein herzliches Willkommen zu finden. Dieser Fleck heißt Albert Square in Dundee in Schottland. Es ist ein Ort, der für immer der Sache des Friedens geweiht ist.

Ich will den Versuch machen, etliche Vorgänge, die während der grausigen Jahre des Krieges sich dort ereigneten, zu beschreiben. Albert Square ist ein offener Platz, wo öffentliche Versammlungen abgehalten werden — hauptsächlich durch Sozialisten und Mitglieder der Arbeiterpartei. Auf der einen Seite steht die Börse, ein Hort der patriotischen und jingoistischen Geschäftsleute von Dundee. Auf einer anderen Seite steht das mächtige Gebäude der lokalen Presse, eine Firma, die für Schottland dasselbe leistet, wie Northcliffe für England. Unsere Versammlungen wurden im Schatten dieser Giftfabrik abgehalten. Nicht weit entfernt, als eine Art von Gegengift, steht ein edles Standbild von Robert Burns, dem schottischen Republikaner und Dichter.

Hier also versammelte sich während des Krieges die „No-Conscription Fellowship" (Keine Wehrpflicht-Genossenschaft) an jedem Sonntag nachmittag. Diese Genossenschaft wurde gegründet, um Leute aus allen Volksschichten zu vereinigen, die sich geweigert hatten, am großen Kriege teilzunehmen. In unseren Reihen befanden sich Quäker und Freidenker, Methodisten und Anarchisten, Mitglieder der Independent Labour Party und marxistische Extremisten.

Wir fanden aber alle einen Verbindungsfaktor in unserem Haß gegen diesen Krieg um die Freiheit. Der Standpunkt, der von den meisten unserer Redner vertreten wurde, war der von Männern wie R. L. Orchelle, John Haynes Holmes, Georg Brandes und anderen unerschrockenen Internationalisten, die die Fahne der Wahrheit während der Jahre der Lüge aufrecht hielten. Wieder und immer wieder geißelten wir den britischen Abscheu vor deutschen Greueltaten, während doch wir Briten uns selbst der größten Greueltat von allen schuldig machten, der Hungerblockade, und uns weigerten, irgendeinen Vorschlag, die gewaltige Greueltat des Krieges zu beendigen, in Betracht zu ziehen. Wir setzten uns, im Widerspruch zu den leitenden Staatsmännern, immer für einen Frieden durch Verständigung ein. In Albert Square sprachen wir, wie auch das Parlamentsmitglied Ramsay Macdonald, von „unseren deutschen Freunden", und wir hielten fest an dem Glauben, daß alle Völker die Opfer der Irrtümer und der Kniffe der Staatsmänner und der Diplomaten geworden waren.

Vielleicht fragt jemand, warum wir gerade in Dundee die Freiheit hatten, solche Ketzereien zu verkündigen? Ich antworte darauf, daß ich keinen anderen Ort kenne, der die gleiche Freiheit gewährte wie Dundee. Es gab Versammlungen der „Union of Democratic Control", und der „Independent Labour Party" in anderen Teilen des Landes. Aber viele davon waren geschlossene Versammlungen. Unsere Versammlungen aber waren öffentlich. In Manchester, wo ich während der ersten Kriegsjahre wohnte, gab es eine Zeit, in der keine öffentliche Versammlung sicher war. Die Stadtverwaltung verbot das Vermieten von allen Sälen. Oeffentliche Versammlungen wurden durch Hooligans auseinandergetrieben, und diese Hooligans gingen mit Genehmigung der Behörden vor. Unsere Erfahrungen in Dundee aber waren wesentlich anders, und es ist nicht schwer, eine Erklärung dafür zu finden. Manchester besaß den Vorzug einer Presse, die die anständigste und gerechteste im ganzen Lande war. Obgleich der „Manchester Guardian" den Krieg unterstützte, war dieses Blatt doch ganz anders geleitet als irgendeine andere englische Zeitung. Stets war es bestrebt, Nachrichten von beiden Seiten in unparteiischer Weise wiederzugeben — es würde mich freuen, wenn ich imstande wäre, das gleiche von Arbeiterorganen in Britannien zu behaupten! Und dennoch war dort die Jingostimmung so gewaltsam, daß der aktive Pazifismus und der Internationalismus in Manchester einfach über den Haufen gerannt wurden. In Dundee aber haben die Internationalisten die Köpfe während des ganzen Krieges hochgehalten, obgleich wir dort eine Presse hatten, die feindseliger war wie irgendeine im ganzen Königreich. Das muß noch mehr überraschen, wenn wir eine andere Tatsache in Betracht ziehen. Dundee war die Garnisonstadt des berühmten Black-Watch-Regiments und stellte dem Heer verhältnismäßig mehr Leute als irgendeine andere Stadt. Nichtsdestoweniger hatten wir einen größeren Prozentsatz von „Conscientious Objectors" (Verweigerern der Wehrpflicht aus Gewissensgründen) als irgendeine andere Stadt.

Ohne Zweifel: hätte man das „Defence of the Realm Act" (Reichsverteidigungsgesetz) ausgeführt, wären wir alle ins Gefängnis gekommen, und unsere Versammlungen wären aufgehoben worden. Ich glaube aber, daß man uns in Dundee aus taktischen Gründen unren. Dann war es auch nicht mehr Versammlungen verboten haben, so wäre es nötig gewesen, eine Anzahl von Männern einzukerkern, deren hoher Ernst und Aufrichtigkeit von allen anerkannt waren. Dann war es auch nicht mehr zu leugnen, daß die Anzahl unserer Anhänger unter dem Volke durchaus nicht gering war; oft fanden sich mehr als 4000 Menschen in unseren Pazifistenversammlungen in Albert Square ein! Eine öffentliche Verfolgung hätte also dem englischen Volke das Bestehen einer starken kriegsgegnerischen Minderheit offenbart. Daß wir unsere Freiheit behielten, hing im übrigen auch mit dem persönlichen Charakter Konskriptionsgegner zusammen. Mr. J. F. Croal, ein sehr bekannter Kaufmann, fehlte bei keiner unserer Zusammenkünfte während dieser Jahre. Seine ärgsten politischen Gegner waren gezwungen, die Tiefe seiner Ueberzeugungen zuzugestehen. Stadtrat Edwin Scrymgeour, ein Mann von tief religiösem Gefühl, der Führer der hiesigen Prohibitionisten, das radikalste Glied der Temperenzpartei, war gleichfalls ein starkes Bollwerk unserer Friedenssache. Sein unerschütterlicher Mut jagte den Jingoes Schrecken ein. Sie haben sich gehütet, ihn einzusperren. Ein anderer furchtloser Führer, Mr. Robert Stewart, schmachtete zwei Jahre lang im Gefängnis. Aber das hatte er selbst auf sich genommen. Man versuchte, ihn mit allerlei Köder zu gewinnen. Hätte er nur einen Finger zugunsten der Regierung gerührt, so wäre es ihm möglich gewesen, dem Gefängnis zu entgehen. Aber er rührte den Finger nicht und ging lieber ins Gefängnis.

Welches aber auch die Gründe sein mögen; hier war ein Fleck Erde, über den Lloyd George nicht herrschte, und darauf durften wir stolz sein. Ueber diesem Winkel in Britannien herrschte der Geist, der alle Menschen zu Brüdern vereinigt, und unsere Fahne war die weiße Fahne der Humanität.

Und deshalb sage ich: sollten jemals Deutsche oder Friedensfreunde nach Dundee kommen, so mögen sie irgendeinen von den vorher genannten Herren aufsuchen, oder auch den Verfasser dieser Zeilen: Reverend Richard Lee (M. A. [illegible]), 4 Mazoon Street, Dundee.

100 Jahre Berliner Kaufmannschaft.

Am 2. Mär 1820 gab der König von Preußen der Korporation der Kaufmannschaft von Berlin ihre Verfassung. Die Korporation wurde gebildet aus den bisherigen beiden Kaufmannsgilden der Tuch- und Seidenhandlung und der Materialienhandlung, sowie der vereinigten Börsenkorporation. Diese Art der Entstehung der Korporation, die demnach kürzlich ihr hundertjähriges Bestehen feierte, ist mehr als eine geschichtliche Tatsache. Sie ist das Zeichen dafür, daß sich der Berliner Handelsstand aus der bedrückenden Enge der Zunftverfassung, aus der gegenseitigen Beschränkung und Abgeschlossenheit freigemacht und den Blick nach außen, auf die große Zukunft, gerichtet hat, der der Berliner Handel und das deutsche Wirtschaftsleben in der Folgezeit entgegengingen. Von dem Weg, der damit der Korporation vorgezeichnet war, ist sie, unbeirrt durch alle die wechselnden Strömungen eines Jahrhunderts, von denen sie manchmal getragen wurde, gegen die sie aber auch oft und schwer zu kämpfen hatte, nicht abgegangen. Wohl behielt sie zunächst noch eine Aeußerlichkeit des Zünftigen bei: nur wer der Korporation angehörte, galt als Vollkaufmann, nur der Korporierte hatte alle Rechte und Pflichten eines solchen; der Nichtkorporierte war der Kleinhändler, der Krämer. Auf diese Zeit ist es zurückzuführen, wenn auch heute noch ein gewisser äußerlicher Wert auf die Zugehörigkeit der Korporation gelegt wird. Aber die Vorrechte vertrugen sich nicht recht mit dem freiheitlichen Geist, dem die Korporation ihre Entstehung verdankte. Mit der Einführung des Handelsgesetzbuchs im Jahre 1861 fiel dieser Vorzug. Aber auch hier erwies sich die völlige Befreiung vom Zunftmäßigen als ein Fortschritt für die Entwicklung. Seitdem blühte die Korporation mächtig auf; sie gewann an Zahl ihrer Mitglieder wie an innerer Energie. Es folgten die Jahre des außerordentlichen Aufschwungs des deutschen Wirtschaftslebens, in denen die Stimme der Vertretung der Korporation, der Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin, viel gehört und beachtet wurde, wo der Name der Aeltesten weit über Berlin, ja auch weit über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaus Klang hatte, wo sie eine Körperschaft von anerkanntem internationalen Ansehen geworden war.

Bei ihrer Geburt war die Korporation bereits mit der Börse ausgestattet. Die Geschichte der Berliner Börse, die bis in die achtziger Jahre sowohl für Waren wie für Wertpapiere sich zur Weltbörse entwickelt hatte, ist zugleich ein wesentliches Stück der Geschichte der Korporation. Im Jahre 1902 wurde der Korporation die bevorzugte Stellung als einzige Berliner amtliche Wirtschaftsvertretung genommen und die Berliner Handelskammer teilweise an ihre Stelle, teilweise neben sie gesetzt. Aber die Aeltesten der Kaufmannschaft unter Leitung ihres vor wenigen Jahren verstorbenen Präsidenten Kaempf wurden führend in wirtschaftlichen und rechtlichen Fragen, die das kaufmännische Leben berührten. Aus dieser Zeit stammte das „Jahrbuch für Handel und Industrie", eine der besten Leistungen auf dem Gebiete der Wirtschaftsberichte; aus diesen Jahren stammte die bedeutungsvolle Mitarbeit an der Schaffung der Metallbörse in Berlin, an der Einführung eines Weltwechsel- und eines Weltscheckrechts. Im Jahre 1906 wurde die Berliner Handelshochschule errichtet, die einzige deutsche Hochschule, die von einer Selbstverwaltungskörperschaft erhalten und geleitet wird.